



Das letzte Gedicht

Das letzte Gedicht

Ich lebte.

Es war nicht viel, aber es war alles, was ich in diesem Moment noch fassen konnte. Wenigstens lebte ich. Noch. Ich starrte auf die Armbanduhr. Zwei Stunden. Genau zwei Stunden blieben mir, dann würden sie mich holen kommen. Dabei war die Umgebung so friedlich. Ein warmer Herbsttag, die letzten Ausläufer eines Sommers, der sich verspätet hatte. Sie würden sich nicht verspäten. Eine Stunde, neunundfünfzig Minuten. Unaufhaltsam rann mir die Zeit davon. Es roch nach Wald und Natur, nicht mehr nach Benzin und verbranntem Kunststoff. Das Fahrzeugwrack lag bereits etwa 200 Meter hinter mir und bisher hatte niemand von meinem Unfall Notiz genommen. Es war einfach zu einsam hier draußen. Ein Haus irgendwo im Wald, ein Haus, wo ich Hilfe finden konnte. Irgendwo hier draußen. Und seit ich an dieser Wegkreuzung stand, hatte ich keine Ahnung mehr, welchen Weg ich einschlagen sollte. Links oder rechts? Alles würde auf diese Zufallsentscheidung hinauslaufen, seit sie mir das Fahrzeug genommen hatten. Deshalb hat er mir ins Lenkrad gegriffen, wurde mir klar. Sie wollten mich nicht töten, noch nicht. Sie wollten verhindern, dass ich das Haus rechtzeitig finde. Alles drehte sich.

Meine Beine gaben nach, ich taumelte einige Schritte über die Kreuzung, schrie. Niemand hörte mich. Irgendwo in den Bäumen antwortete ein Vogel mit einem Lachen. Sie lachten über mich, die Himmelsboten, keinen Finger würden sie rühren, mir zu helfen. „Du gehörst denen da unten“, lachten sie mich aus, ein ganzer Chor himmlischer Heerscharen mittlerweile, der sich in den Baumkronen gesammelt hatte, um mich zu verspotten. „Im Himmel ist kein Platz für jemanden wie dich“, lästerten sie und es konnte kein Zufall sein, wie ihre Worte denen meines Vaters glichen. Nur dass er nicht vom Himmel gesprochen hatte, sondern seinem Haus. Das Gefühl war allerdings das gleiche. Er hatte mich oft „entartet“ genannt, weil ich mich nicht für das interessierte, was er einen „anständigen Beruf“ nannte. Dachdecker hätte ich sein sollen, wie er. Nicht Dichter. Wobei „Dichter“ nur ein Traum war, ich hatte einiges geschrieben, das mir gefiel und auch bei einigen meiner Kommilitonen Begeisterung ausgelöst hatte, doch veröffentlichen konnte ich nichts davon. Die Ansichten meines Vaters waren ja kein Einzelfall.

„Wenn du auch noch schwul bist, kannst du im Schuppen im Garten wohnen, aber setzt keinen Fuß mehr in dieses Haus, ist das klar, Georg?“ Jedes seiner Worte war wie ein Peitschenhieb. Selbst mein Name klang aus seinem Mund wie ein Fluch. „Wenn du auch noch schwul bist, rufe ich sie an“, hatte er seine Gnade bezüglich des Schuppens ein Jahr später revidiert. Dann hatte er es getan. Irgendwie musste er etwas bemerkt haben. Jedenfalls hatte er sie gerufen.

Am Anfang beobachteten sie mich. Manchmal sah ich ihre ausdruckslosen Gesichter in den Wänden. Schatten waren überall, ich konnte mich nicht verstecken. Sie sahen mir bei allem zu, manchmal flüsterten sie. „Es ist kein Platz für dich in diesem Land, nicht auf dieser Welt, denn bald wird sie komplett uns gehören und du kannst dich nicht mehr verstecken“.

Manchmal schlugen sie mich, wenn ich zu dicht an einer Wand vorbeiging, oder griffen mich und zerrten an mir. Stießen mich an der Bushaltestelle auf die Straße und lachten, wenn das vorbeirasende Fahrzeug mich nur knapp verfehlt hatte. Das war der Moment, wo ich mich entschlossen habe, gegen sie zu kämpfen. Auf meine Weise. Die Macht der Worte. Nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Wort, besiegt man die Dämonen der Hölle. Und was für ein mächtiges Wort es sein musste, das Wort ganz am Ende des letzten Verses. Es war meine Aufgabe als Dichter, meine Möglichkeit, mich zu beweisen. Dieses Gedicht



Das letzte Gedicht

fertigzustellen, das das Licht in die Welt zurückberufen würde, das den Besessenen die Augen öffnen und die Dämonen vertreiben sollte. Zwölf Verse mussten es sein, zwölf perfekte Verse. Elf hatte ich. Wenn ich mein Gedicht im Geiste rezitierte, spürte ich die Macht, die davon ausging. Elf perfekte Verse. Der zwölfte fehlte noch. Und ich hatte nur noch weniger als zwei Stunden Zeit, es fertigzustellen und in die Welt hinauszuschreien. Die Dämonen und den Wahnsinn zu vertreiben – und dieses Land, diese Welt, von dem dunklen Schatten zu befreien, der sich *über alles* gelegt hatte.

Ich versuchte, mich aufzurappeln. Mir war schwindelig, wahrscheinlich eine Gehirnerschütterung. Aber ich musste das Haus finden, jenes Haus, wo der fehlende Vers auf mich warten würde. Wo sich alles klären würde. Das Haus meines Großvaters. Er hatte alleine hier draußen im Wald gehaust, Dichter war er gewesen, das schien also erblich zu sein. „Wahnsinnig“ hatten sie ihn genannt. Keinen Kontakt mehr zu ihm gehabt, es hatte mich große Mühe gekostet, überhaupt Hinweise auf seine Adresse zu bekommen. Aber er würde mir helfen können, denn er stammte aus einer Zeit vor den Schatten, und er war nicht von ihnen befallen gewesen. Wenn jemand mir mit dem letzten fehlenden Vers würde helfen können, dann er.

Links! Der linke Weg musste es sein, es konnte nur der linke Weg sein, wenn es noch irgendeinen Sinn in diesem Wahnsinn gab, der unsere Welt geworden war, dann musste es der linke Weg sein. Plötzlich war ich sicher. Ich rannte, stürzte mehr vorwärts als dass ich mich kontrolliert bewegte, aber ich kam voran und das war alles, was zählte. Noch ein Blick auf die Uhr. Zweiundvierzig Minuten blieben mir. Zweiundvierzig Minuten? Wo war die Zeit hin? Hatte ich bewusstlos auf der Kreuzung gelegen, während Vögel und Schatten, Himmel und Hölle, mich auslachten? Weiter vorwärts, das war alles was zählte. Der fehlende Vers. Nur er würde ihn kennen. „In zwei Stunden kommen sie dich abholen“, hatte mein Vater gesagt.

Plötzlich ein Haus vor mir, eine Bruchbude, aber tatsächlich ein Haus. Das letzte Ziel, das ich zu erreichen hatte. Ich stürmte darauf zu, schrie seinen Namen, die Tür stand angelehnt, aber niemand antwortete. Mehr ein Bretterschlag als ein Haus, voller Spinnweben und Gerümpel. Verlassen! Ich hatte verloren! Die Schatten in den Wänden lachten. „Wir sind auf dem Weg, du Idiot hast deinem Vater ja gesagt, wo du hinwillst! Wir kommen!“ Das Wort „Idiot“ klang wie ein Todesurteil aus ihrem Mund. Dann die Rettung. Ich sah ihn, er stand plötzlich hinter mir, tippte mir auf die Schulter. „Georg, schön dass du mich besuchen kommst! Was kann ich für dich tun?“ Ich konnte es kaum fassen. Schnell erklärte ich, wie ich die Welt retten musste und was mir fehlte. Ich setzte mich an den Tisch und schrieb meine elf Verse nieder. Er nickte anerkennend. Dann nutzen wir die letzten Minuten, den fehlenden Vers zu finden. Gemeinsam. Das Wort, das dir hilft, kannst du dir niemals selber sagen. Wenige Minuten auf der Uhr verblieben, als wir das Gedicht fertig hatten. Es war vollbracht!

Ich hörte Motorengeräusche von draußen, doch ich lachte. Sie würden mir nichts tun können. Ich würde ihnen das Gedicht ins Gesicht brüllen, die Welt in ein neues Licht tauchen und die Schatten vertreiben.

Sie kamen. Zuerst sah ich nur Schatten, wie immer. Dann nahmen sie ihre grauen Farben an. Vier Dämonen an der Zahl. Zwei von ihnen mit Pistolen. Ich nahm die Hände hoch. „Es ist zu spät für euch!“, rief ich, „Ihr könnt mir nichts mehr tun! Ich habe mein Gedicht fertig. Das Gesicht, das euch vernichten wird!“

Irritierte Blicke wechselten zwischen ihren dämonischen Fratzen. Einer lachte. „Lass hören, Junge!“

Und so rief ich das Licht in die Welt zurück. Mein Schicksal erfüllte sich in diesem Moment, alles war immer auf diesen einen Moment zugelaufen. Nur zum Erfüllen dieser einen Aufgabe war ich überhaupt geboren worden. Ich rezitierte mein Gedicht voller Inbrunst. Jetzt würden sich die Schatten lösen und von der Welt



Das letzte Gedicht

abfallen. Mein Großvater war verschwunden, auch er hatte seine Aufgabe erfüllt. Ich wartete auf das Licht.

Und sie lachten. Sie lachten einfach nur!

„Schizophren!“, sagte einer von ihnen, „und homosexuell obendrein! Aber tolle Vorstellung, das muss man dir lassen!“ Und sie lachten noch mehr.

Dann schickten sie mich auf die letzte Reise, in ihr letztes Haus, nicht das Haus meines Großvaters, in dem ich den fehlenden Vers zu finden gehofft hatte, sondern in ein Haus, wo alle Verse und alle Worte verstummten. Das eintönige Rattern der Räder auf den Schienen gräbt sich in meinen Geist und verhindert jeden klaren Gedanken. Nur ihr Mantra bleibt, auch noch lange, nachdem wir unter dem Schild hindurchgefahren sind. Nur ihr Mantra, das alle Verse beendet, alle Kunst bedeutungslos macht und jedes noch ungeschriebene Gedicht, egal ob der Schönheit gewidmet oder dem Untergang, zum Tode verurteilt und ungeschrieben sterben lässt. Nur das Mantra der eisernen Lettern, das Ende von allem.

„Arbeit macht frei“

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).